

## *Forum*

Manfred Mols

# Was sind und zu welchem Ende betreiben wir Regionalwissenschaften?\*

## Eine politikwissenschaftliche Perspektive

Man spielt nicht mit dem Titel der Schiller'schen Antrittsvorlesung in Jena, wenn man sich nicht in eine Tradition einreihen will, auch wenn diese nur in ihrer allgemeinsten Form für uns heute nachvollziehbar ist. Wenn ich Friedrich von Schiller richtig zu lesen weiß, geht es ihm mit seinen Reflexionen zur „Universalgeschichte“ um die eigene Positionsbestimmung in einem Prozess, der im historischen Rückblick in die eigene Epoche mündet.

Rund 200 Jahre später haben Ulrich Albrecht, Elmar Altvater und Ekkehart Krippendorff von der FU Berlin eine kleine Schrift herausgegeben, die den Titel trägt: „Was heißt und zu welchem Ende betreiben wir Politikwissenschaft?“<sup>1</sup> Es handelte sich dabei, so die Verfasser, um Selbstauskünfte. „Denn so problemlos und glatt, wie die Universität als Ganzes und unser Fach gleichermaßen sich heute darstellen, beschäftigt mit der Kanonisierung und Verschulung von Lehrinhalten, kann Wissenschaft doch nicht betrieben, zu solchem Ende die Politik doch nicht studiert werden.“ Und weiter heißt es: „Stets aufs neue provoziert von unseren Studenten mit der Frage, wie wir den Begriff des Politischen fassen, was der archimedische Punkt politologischer Analyse sei, mit dem wir unsere Gesellschaft fassen, wie wir als Personen zu unseren Einsichten stehen und mit diesen umgehen, welches Bild einer zu verändernden Gesellschaft unsere Lehrveranstaltungen und Forschungsbemühungen widerspiegeln, haben wir uns darauf eingelassen, die folgenden Selbstauskünfte vorzulegen.“<sup>2</sup>

---

\* Abschiedsvorlesung anlässlich der Emeritierung an der Johannes-Gutenberg-Universität Mainz am 4. Dezember 2001.

<sup>1</sup> Ulrich Albrecht, Elmar Altvater, Ekkehart Krippendorff: „Was heißt und zu welchem Ende betreiben wir Politikwissenschaft?“, Opladen 1989.

<sup>2</sup> Ebd. S. 9.

Was heißt Selbstauskunft nach über 40 eigenen Jahren im Fach Politikwissenschaft, davon rund 30 Jahre als ordentlicher Professor mit Möglichkeiten, in internationalen Forschungsprojekten mitzuarbeiten? Das ist natürlich immer ein Stück Rückblick auf Erreichtes, Stolz auf Gelungenes, Bedauern über Nichterreichtes, Arbeitsplan für morgen und übermorgen, ja, vielleicht sogar Vision. Und doch bleiben solche Selbstauskünfte selten rein subjektiv. Wissenschaft ist ein sozialer Prozess, in dem der Einzelne sich einordnet, mitträgt und mitgetragen wird, und in dem sich auf diese Weise auch ein Stück Objektivität im Sinne Poppers herauschält.

## Was sind Regionalwissenschaften?

Lassen Sie mich aus politikwissenschaftlicher Sicht mit einer direkten Antwort beginnen, um dann zu der Frage „Wozu tun wir das?“ überzuleiten.

Regionalwissenschaften beschäftigen sich mit den großen überseeischen Regionen der Erde, ihren Staaten und Gesellschaften und wirtschaftlichen Ordnungen, ihren kulturellen Fundamenten und ihrer Einordnung in eine internationale Welt, in der auch wir leben und für die wir Verantwortung tragen, weil es dabei auch um unser eigenes Überleben geht. Die „Unabhängige Kommission für Internationale Entwicklungsfragen“, die so genannte „Nord-Süd-Kommission“, deren Vorsitzender Willy Brandt war, hatte das vor gut 20 Jahren auf die Formel gebracht: „Das Überleben sichern. Gemeinsame Interessen der Industrie- und Entwicklungsländer.“<sup>3</sup>

Fragen wir weiter: Was heißt „Beschäftigung“ mit den Entwicklungsländern und/oder Entwicklungsregionen? Die Antwort fällt mehrschichtig aus. Beschäftigung heißt zunächst im akademischen Alltag, dass man sich thematisch in Lehre wie Forschung intensiv mit Asien, Schwarzafrika, der arabisch-islamischen Welt oder Lateinamerika befasst; also ein hinreichender Kenntnisstand über die hier gemeinten Teile der Welt erarbeitet wird. Natürlich wissen wir „etwas“ über die „überseeische Welt“. Unkenntnis ist nicht das Problem, da wir ja gerade hier in Europa in einer Medienwelt leben, die im internationalen Vergleich erstaunlich breit informiert. Regionalwissenschaften müssen jedoch daran mitarbeiten – wie Werner Pascha es genannt hat –, aus der Überschätzung des Halbwissens herauszukommen.<sup>4</sup>

Beschäftigung heißt weiterhin, dass – so die Hoffnung – auch ein Stück Kulturbegegnung dabei heraus kommt, was man historisch und hermeneutisch interpretieren kann, aber auch als Herausforderung und Anregung für die Modalitäten eines geregelten Zusammenlebens zwischen Menschen verschiedener Hautfarbe, Religion usw.

Beschäftigung heißt auch, sich als Wissenschaftler der Verantwortung des Sicherns von Überleben zu stellen, d.h. die ethische Verpflichtung anzunehmen, dass

<sup>3</sup> Brandt, Willy: Bericht der Nord-Süd-Kommission: Das Überleben sichern, Köln 1980.

<sup>4</sup> Vgl. Warum Regionalstudien? Eine Vorkehrung gegen das gefährliche Halbwissen, in: Derichs, Claudia u.a.: Ostasiatische Regionalstudien: Warum? Duisburg 1995 (Duisburger Arbeitspapiere Ostasienwissenschaften Nr. 1).

wir uns als Regionalwissenschaftler an einer vorderen Stelle an den Überlegungen zur Ausgestaltung der *res gerendae*, also der praktischen Politik, beteiligen sollten.

Entwicklungspolitik ist ohne ein tragfähiges regionalwissenschaftliches Fundament nicht möglich, weil sie sonst in Unkenntnis konkreter und gewachsener Situationen angelegt ist. Das gleiche Argument gilt für die großen Bereiche der Außenpolitik und der internationalen Beziehungen überhaupt, wo die Leitnorm vielleicht nicht mehr Entwicklung heißt, sondern partnerschaftlicher Umgang in einer Welt, die immer verflochtener ist. Und es gilt dieses Argument auch für die großen weltwirtschaftlichen Interdependenzen mit ihrer Dynamik und ihren distributiven Verzerrungen. Diese zu begreifen und auch immer wieder neu zu korrigieren, kann ebenfalls ohne regionalwissenschaftliche Fundierungen nicht erfolgreich bewerkstelligt werden. Abermals sind dabei in einem Land, dessen ökonomisches Überleben mit der weltwirtschaftlichen Einbindung in allen Regionen steht und fällt, die *res gerendae* und nicht einfach ein Spiel im akademischen Elfenbeinturm gemeint.

Der 11. September 2001 hat aktualisiert und zugespitzt: Jeder weitere Frieden auf diesem Planeten steht und fällt – nicht zuletzt im Politischen – mit einer auf Kenntnis und Toleranz beruhenden Begegnung der Kulturen. Ohne diese können die verschiedenen Staaten, Gesellschaften und Religionskreise der Erde nicht miteinander auskommen; und sie werden es auch nicht! Die Schrift stand schon lange an der Wand zu lesen – ohne dass ich mich in jedem Detail zu Samuel Huntingtons berühmtem Buch bekenne. Große Zivilisationskonflikte bedrohen in der aktuellen Epoche die Menschheit; wir leben heute in einer Bedrohung, die keine vorübergehende ist.

Regionalwissenschaften heben ab auf die Kenntnis des „Anderen“ und „des Fremden“ – um auf Karl-Heinz Kohl<sup>5</sup> zu verweisen. Dies mit dem Ziel, an der Existenzsicherung aller auf diesem Planeten mitzuwirken. Eine Alternative dazu gibt es schon rein numerisch nicht. Wenn von dem Anderen, dem Fremden, die Rede ist, dann sind immerhin mehr als 80% der Menschheit gemeint. Wir haben uns an meinem Lehrstuhl an der Universität Mainz in den letzten Jahren lange und intensiv mit der „asiatischen Wertedebatte“ befasst. Eine der darin vorgebrachten Klagen lautet (und sie wurde bezeichnender Weise von japanischer Seite mitgetragen), dass es nicht angehen kann, dass eine Minorität der Weltbevölkerung Normen und Werte und institutionelle Verfahren aufdrängen kann, über die es bei der Mehrheit andere Auffassungen gibt. Wer glaubt, auf die hier angesprochene Verständigung verzichten zu können, hat die Verantwortung nicht begriffen, die auf uns auch über die Universitäten zugekommen ist.

Dies so zu formulieren, kann nicht bedeuten, die Regionalwissenschaften – und hier konkret auch den Anteil von Politikwissenschaft – zu einem epochalen Drehpunkt für die Zukunft der Menschheit hoch zu stilisieren. Umgekehrt könnte allerdings ein Schuh daraus werden. Wenn sich das akademische Fach Politikwissenschaft

<sup>5</sup> Kohl, Karl-Heinz: Ethnologie – die Wissenschaft vom kulturell Fremden. München 1993.

nur noch mit einer intern relevanten buchwissenschaftlichen Rolle zufrieden gibt, gibt es ein Stück seiner politischen und damit auch gesellschaftlichen Legitimation auf; es verliert schlichtweg an Akzeptanz. Das Spielen in selbst gesponnenen Kokons verrät wenig Sensibilität für die großen Fragen der Menschheit. Der Ostwissenschaftler Alfred Meyer hat dies schon vor Jahrzehnten auf folgende Formel gebracht: „*The fact that political scientists communicate almost exclusively with each other means that they are operating in a void ... This loss of function ... means dispensability of political science, from the point of view of the community.*“<sup>6</sup>

## Warum müssen sich Regionalwissenschaften rechtfertigen?

Regionalwissenschaften wurden und werden nicht ausschließlich, aber in ihrer Profilierung doch maßgeblich von politischen und wissenschaftlichen Entwicklungen in den USA bestimmt. Dort ist im Laufe von Jahrzehnten eine ausreichende kritische Masse an Forschern zusammen gekommen, verbunden mit „*personalities of excellency*“ (wie mein Freund Helio Jaguaribe in unserer UNESCO-Gruppe „*A Critical Study of History*“<sup>7</sup> dies nennen würde), die dem Fach insgesamt ein bleibendes Gepräge gaben. Ein wesentlich größerer Anstoß für das Fach hängt mit der Rollenzuweisung von Sozialwissenschaftlern als Politikberatern im Zweiten Weltkrieg und seiner Aufarbeitung zusammen. Damals gab es nicht nur wegweisende methodische Durchbrüche (Akzeptanz von Statistiken, Befragungstechniken, Einstellungsforschung); es wurden zu jener Zeit auch die technischen und konzeptuellen Voraussetzungen für einen weiteren Entwicklungsschub geschaffen, der untrennbar mit dem Erlebnis und den politischen Folgen der Entkolonialisierung verbunden ist. Das neue Asien, das sich wandelnde Afrika und das an Relevanz gewinnende Lateinamerika waren nicht mehr zu übersehende Ereignisfelder von Politik, die man nur zum Schaden der USA hätte vernachlässigen dürfen. Gabriel Almonds Sammelband „*The Politics of the Developing Areas*“, die von ihm und Sidney Verba ausgehenden Impulse zur politischen Kulturforschung, die zusammen mit Bingham Powell vorgetragenen systemtheoretischen Versuche struktur-funktionaler Prägung, insgesamt die berühmten sieben Bände des „*Committee on Comparative Politics*“ des „*Social Science Research Council*“, sie alle waren Weichenstellungen für moderne regionalwissenschaftliche Forschung.

Die heutige Phase bedeutet Einlösung und Ausfüllung des Angebotenen durch Einzelstudien und durch Gruppenprojekte, deren Bedeutung vor einer breiteren Fachöffentlichkeit anerkannt wird. In meiner eigenen Zeit als *visiting scholar* in Stanford

<sup>6</sup> Meyer, Alfred G.: *Comparative Politics and Its Discontent: The Study of the U.S.S.R. and Eastern Europe*, in: Pye, Lucian W. (ed.): *Political Science and Area Studies – Rivals or Partners*. Bloomington and London 1975, pp. 98-130, hier p. 125.

<sup>7</sup> Mattos, Helio Jaguaribe: *A Critical Study of History*. Special Volume. Rio de Janeiro 2000.

gab es kaum jemanden im international ausstrahlenden *Institute of Political Studies*, der nicht die Analysen von Frank Brandenburg zu Mexiko, von Fred Riggs zu Thailand oder den immer noch nicht übertroffenen Sammelband von Seymour Martin Lipset und Aldo Solari „*Elites in Latin America*“ aus dem Jahre 1967 gekannt hätte. Die heutige Situation ist jedoch dadurch gekennzeichnet, dass lange und immer wiederkehrende Feldaufenthalte die eingeschlagenen regionalwissenschaftlichen Richtungen absichern. Standard ist eine möglichst intime Kenntnis von fremden Situation, Ländern, Regionen, und nicht zuletzt der wesentlichen Akteure.

### Politische Voraussetzungen und deren Folgen

Hier muss man etwas über die USA hinaus generalisieren. „*Area studies*“ waren von ihrem Horizont und ihrer Thematik her „Fremdkörper“ im normalen Wissenschaftsbetrieb der Universitäten. Regionalwissenschaften waren nie oder höchst selten Wunschkind an den Fakultäten und Universitäten; schon eher Antworten auf politische Situationen, mit denen man fertig werden musste. Der Pazifik-Krieg mit Japan und später die Kriege in Korea und Vietnam oder die durch Fidel Castro eingeleitete prokommunistische Wende auf Kuba und die vermeintliche Bedrohung des südlichen Amerika durch Salvador Allende haben enorm zum Aufblühen von Professuren und Instituten der „*area studies*“ geführt. Vietnam, Kuba, Chile, später Nicaragua waren in so gut wie allen Staaten des westlichen Europa Auslöser von Solidarisierungsbewegungen in und außerhalb des linken Parteienspektrums und nicht zuletzt in den europäischen Universitäten, was auch diesseits des Atlantik den „*area studies*“ einen markanten Auftrieb gab. Daneben gab es immer schon Anstöße aus einigen weitsichtigen Außenministerien. Ich habe vor Jahren gezeigt, wie ein 1945 vom damaligen Chef des *South America Department* des Foreign Office, Victor Perowne, vorgelegtes internes Papier mit dem Titel „*The Importance of Latin America*“ nach und nach Wirkungen zeigte. Daß man 1962 bis 1968 sechs ausgesprochen gut ausgestattete Lateinamerika-Zentren gründete (in Oxford, London, Cambridge, Liverpool, Glasgow und Essex), geht mit auf Perownes Überlegungen zurück, teils auch auf die Klagen leitender Direktoren britischer Firmen, man käme ohne Hilfe weder mit dem aufgekommenen lateinamerikanischen Nationalismus noch mit dem wachsenden Selbstbewusstsein lateinamerikanischer „*labour movements*“ zurecht.<sup>8</sup>

Solche Lagebeurteilungen sind weder der deutschen Politik noch der deutschen Wirtschaft fremd. Baden-Württemberg hat beispielsweise vor Jahren durch die Gründung des Südasiens-Instituts in Heidelberg, des Bergstraesser-Instituts in Freiburg

---

<sup>8</sup> Vgl. Mols, Manfred: Großbritannien und Lateinamerika: Vom „informellen Empire“ zu einer europäisch-lateinamerikanischen Normalbeziehung. Mainz 1997 (Dokumente und Materialien No. 26 der Abteilung politische Auslandsstudien und Entwicklungspolitik des Instituts für Politikwissenschaft).

und durch die relativ starke multidisziplinäre Komponente in Lateinamerika-Fragen in Tübingen Konsequenzen gezogen. Hinderlich bleiben aber gerade bei uns drei Elemente: die föderale Struktur der Universitätslandschaft, die nur ausnahmsweise solche Initiativen aus einer nationalen Verantwortung und Perspektive heraus aufkommen lässt; die schleichende Krise der Universität, der man schlichtweg nicht mehr viel an geistiger Führung zutraut, und schließlich eine mit der deutschen Wiedervereinigung aufgekommene Bauchnabelschau, die primär auf eine Aufarbeitung der deutschen Situation und nicht auf Internationalität hinaus läuft.

### **Das Verhältnis zur „Mutterdisziplin“ Politikwissenschaft**

Es ist dies ein „durchwachsendes Verhältnis“. Das hängt mit der Entwicklung des Faches seit den 50er Jahren zusammen, aber auch mit nicht ausrottbaren Missverständnissen. Lucian Pye hat 1975 im Auftrag der *American Political Science Association* einen Sammelband herausgegeben, an welchem sich berühmte Mitstreiter beteiligten (u.a. Chalmers Johnson, Myron Weiner, Robert E. Ward, Kalman H. Silvert). Der Band trägt den bezeichnenden Titel: „*Political Science and Area Studies – Rivals or Partners?*“ In den Argumentationslinien konvergieren die Einzelbeiträge, und bei der Lektüre hat man den Eindruck, dass sie erst gestern und zwar an einer deutschen Universität geschrieben wurden. Die Regionalstudien – so der Duktus des Pye-Bandes – seien zu einer Zeit entstanden, als in der Politikwissenschaft die tiefe Sehnsucht hochkam, „*science*“ zu werden, d.h. etwas Exaktes wie die Naturwissenschaften zu produzieren. Gefragt waren nicht mehr Kenntnisse über politische Situationen und Konstellationen, schon gar nicht Dispute über wünschbare Formen menschlichen Zusammenlebens, sondern es ging nun primär um Methoden und wissenschaftstheoretische Überlegungen. Man wollte empirisch sein. Jedoch übersahen die Kollegen dabei, dass Empirie mehr ist als die engen Lichtkegel, die die modernen Kochbücher der empirischen Sozialforschung erlaubten. Man habe den Regionalwissenschaftlern vor allem zwei Dinge übelgenommen, so Pye: die historische und die kulturelle Dimension, aus der heraus sie argumentierten, sowie ihren selektiven und nicht immer professionellen Umgang mit Theorien. Der anti-historische Angriff falle insbesondere dort besonders verbissen aus, wo politische Relevanz durch Methoden ersetzt worden sei. Dies soll den Physiker Poincaré zu der Feststellung gebracht haben, dass Naturwissenschaftler ihre Ergebnisse diskutieren, Sozialwissenschaftler ihre Methoden. Der antitheoretische Angriff baut ein nicht zutreffendes Feindbild auf. Man übersieht dabei, dass gerade die Beschäftigung mit der Dritten Welt dem Fach enorme theoretische Impulse gegeben hat, und er verkennt, dass umgekehrt aus dem theoretischen „*mainstream*“ des Faches wenig an Brauchbarem zurückkam, was den regionalwissenschaftlichen Bedürfnissen gerecht geworden ist.

Der hier angesprochene Komplex ist zu vielschichtig, um die Einzelargumente entwirren und die Wogen der Polemik glätten zu können. Dass sich Theorie und

regionalwissenschaftliches Analyse-Bedürfnis durchaus treffen können, haben Dieter Nohlen und Franz Nuscheler schon in der 1. Auflage ihres verdienstvollen „Handbuchs der Dritten Welt“ gezeigt. Und Nuscheler hat 1985 im Rahmen der Deutschen Vereinigung für Politikwissenschaft einen Sammelband organisiert, in dem er zeigte, „dass die Entwicklungsländerforschung innerhalb der etablierten Teildisziplinen der Politikwissenschaft nicht mehr... das kaum beachtete und geachtete Geschäft von wenigen ‚Exoten‘ ist“.<sup>9</sup> Ich selbst habe kürzlich einen Aufsatz mit dem Titel „Bemerkungen zur Globalisierung in Ost- und Südostasien“<sup>10</sup> beendet. Es wäre naiv anzunehmen, dass man so etwas bearbeiten könnte ohne die Inanspruchnahme eines vielschichtigen und aktuellen theoretischen Wissens. Wenn ich dennoch der Meinung bin, dass der Untertitel von Lucian Pye („Rivalen oder Partner?“) aktuell bleibt, dann stütze ich mich auf drei Argumente: In der deutschen Politikwissenschaft ist der alte Streit um Geisteswissenschaften versus „Einheitswissenschaften“ im Sinne von Sehnsucht nach „*science*“ schon deshalb nicht zur Ruhe gekommen, weil das Fach als Ganzes mit seinen hochgradigen Spezialisierungen nicht aus der Dichotomie zwischen Entstehungs- und Begründungszusammenhängen heraus gefunden hat. Weiterhin haben wir in Deutschland als Preis für die starke Amerikanisierung des Faches mit einem in vielen Köpfen angesiedelten Verzicht auf historische und philosophische Tiefe gezahlt. Das hat auch die Bereitschaft, fremde Kulturen zu begreifen, untergraben. Schließlich neigen regionalwissenschaftliche Arbeiten ihrer Natur nach zu einem gewissen Holismus, d.h. zu Ganzheitsbetrachtungen, die dort, wo Spezialisierungen in Mode sind, nicht als Tugend gelten. Gewiss, das kann im Einzelnen einen Verzicht auf abgesicherte Trennschärfen in den Aussagen bedeuten. Myron Weiner hat zu Recht festgestellt, der Regionalexperte sei von seiner professionellen Neugier her ein „Kontextualist“.<sup>11</sup> Ich habe in meinem Buch „Mexiko im 20. Jahrhundert“ in diesem Sinne die umfassende Behandlung eines ausländischen politischen Systems in deutscher Sprache vorzulegen versucht.<sup>12</sup> Offen ist die interkulturelle Verbindlichkeit gängiger Konzepte, Modelle, Theorien. Sicherlich sind sie anwendbar, dies ist nicht das Problem. Es geht jedoch darum, ob sie für andere politische und soziale Lebenszusammenhänge Relevanz haben, was z.B. in der Asienforschung unter anderem von Franz von Magnis-Suseno für Indonesien, von Oskar Weggel für Asien überhaupt, von V.R. Mehta für Indien angemerkt wurde.

Nach meinem Dafürhalten bewegen wir uns in den Universitäten mit aufgeblähten Segeln in Richtung Fach(hoch)schule. Die Kanonisierung und Verschulung von

---

<sup>9</sup> Aus dem Klappentext von: Nuscheler, Franz (Hrsg.): Dritte Welt-Forschung. Entwicklungstheorie und Entwicklungspolitik. Politische Vierteljahresschrift, Sonderheft 16/1985.

<sup>10</sup> Der Aufsatz ist veröffentlicht in: Zeitschrift für Politik, 4/2001, S. 427-447.

<sup>11</sup> Vgl. Weiner, Myron: Political Science and South Asian Studies, in: Pye a.a.O., pp. 131-151, hier p. 147.

<sup>12</sup> Paderborn u.a., 2. Aufl. 1983.



Lehrinhalten, von der Albrecht, Altvater und Krippendorf damals mit Sorge sprachen, führen vom traditionellen Verständnis von Universität weg. Die Verschulung ist auch in unserem Fach Politikwissenschaft betrieben bzw. akzeptiert worden. Man meint, über eingetrichtertes, sogenanntes Standardwissen Kompetenzen aufzubauen. Dies ist ein Kinderglaube, weil niemand ernsthaft behaupten kann, dass auf diese Weise Motivation aufkommt, die eigentliche Antriebsgröße zum Studium eines Faches. Und es bleibt auch deshalb ein Kinderglaube, weil sich ja nicht behaupten lässt, dass die heutigen Absolventen des Faches gründlicher ausgebildet seien als ihre Kommilitonen vor zehn, 20 oder 30 Jahren oder meine eigene Examensgeneration 1966. Es erfüllt mich immer wieder mit Heiterkeit und zugleich mit einer leichten Traurigkeit, wenn jüngere Kollegen im Promotions- und Habilitationsalter in ihren Arbeiten einleitend festhalten, in welchem Teilgebiet unseres Faches sie sich hiermit bewegen. Ist dies die Kapitulation vor der Verschulung? Persönliche Unsicherheit in der Sache? Unsicherheit bezüglich der auch in den Wissenschaften unverzichtbaren Referenzgruppe? Inzwischen wird von verschiedener Seite gegen die Verschulung über getrennte Subdisziplinen angegangen. Nur: Dies alles gibt den Regionalwissenschaften wenig Raum, weil man sie weder in der Vergleichenden Systemlehre noch in den Internationalen Beziehungen, weder in der politischen Theorie noch in der politischen Ökonomie unterbringen kann (oder besser: nicht sollte). Dabei wären die Regionalwissenschaften ein denkbar geeigneter Ansatz, um für die in der Sache begründete fachinterne Durchlässigkeit zu sorgen.

### Schlussbemerkung

Samuel Huntington hat vor Jahrzehnten festgestellt, dass die US-amerikanische Politikwissenschaft im 20. Jahrhundert „*political science of America*“ war.<sup>13</sup> Die Entdeckung der „Dritten Welt“ habe einen massiven Internationalisierungsschub mit sich gebracht. Dies gilt analog auch für Deutschland. Wenn zumindest ein Teil der deutschen Politikstudenten die Namen und die Arbeiten bedeutender lateinamerikanischer, asiatischer oder afrikanischer Politologen und Sozialwissenschaftler überhaupt mitbekommt und deren Werke in unseren Bibliotheken findet, dann wird hier eine Internationalisierung eingeübt, die die deutsche Politikwissenschaft aus ihrer eigenen Tradition heraus nie kannte.

Was sind und zu welchem Ende betreiben wir Regionalwissenschaften? Wir sind Dolmetscher und ich halte diese für unverzichtbar! Dies ist die Botschaft meiner Abschiedsvorlesung. Claudia Derichs hat das wissenschaftlicher ausgedrückt: „Die Unterfütterung der Informationsmasse mit wissenschaftlich fundierten Erkenntnissen, die Anleitung zu wachsamem Umgang mit Information sowie die Verdeutlichung von Zusammenhängen globaler und regionenspezifischer Art ist nicht leistbar,

<sup>13</sup> Huntington, Samuel P.: *Political Science: American Area Studies and Their Paradigms of American Politics*, in: Pye, a.a.O., pp. 48-77, hier p. 62.



wenn kein Bewusstsein für die Notwendigkeit solcher Leistungen besteht.“ Und sie fährt fort: „Das heißt, Bewusstseinsbeschaffung auf der einen, plus Akzeptanz und Würdigung der wissenschaftlichen Aktivität durch die ‚Praktiker‘ auf der anderen Seite sind mehr denn je gefragt, wenn Elefantengehabe im Porzellanladen des ‚*global village*‘ vermieden werden soll.“<sup>14</sup> Musste man, um solche Überlegungen vorzutragen, sich auf Schillers Vorlesung in Jena beziehen? Ich teile nicht seine für die Aufklärung typische zivilisatorische Hybris. Aber ich bin doch mit ihm der Meinung, dass wir nicht darum herum kommen, uns in unseren kulturellen Kontexten zu definieren. Und das ist eine internationale Welt, in der auch die Regionalwissenschaften Verantwortung haben.

---

<sup>14</sup> Derichs, Claudia: Warum Regionalwissenschaften? Und wenn Regionalwissenschaften, warum dann gerade Ostasienwissenschaften? in: Derichs, a.a.O. S. 21-27.

## Raimund Krämer

# Der alte Mann und die Insel

Essays zu Politik und Gesellschaft in Kuba

2., unveränderte Auflage, Berlin 2002

Kuba gilt ein ungebrochenes Interesse in diesem Land. Die wunderschöne Insel, Salsa-Musik und Cohiba-Zigarren oder das übriggebliebene revolutionäre Projekt mit der bärtigen Legende Fidel Castro sind Gedanken, die beim Stichwort Kuba in den Sinn kommen. Danach folgen Fragen und Zweifel. Wieso brach dieses System nicht wie jene in Mittel- und Osteuropa zusammen? Wie lange kann sich Fidel Castro halten? Welche Perspektiven hat diese Insel im beginnenden 21. Jahrhundert?

Diese Fragen diskutieren acht profoundly recherchierte und engagiert geschriebene Essays. Die inneren Verhältnisse, wie die Metamorphosen der Macht, die politischen Eliten und die Gläubigkeit, werden ebenso beleuchtet wie die äußeren Beziehungen der größten Insel der Karibik. Dabei erfährt der Leser nicht nur von den intensiven Bindungen Kubas zu den beiden Supermächten, sondern auch vom engen Verhältnis zur DDR als einem besonderen Kapitel der deutsch-kubanischen Beziehungen.

© Berliner Debatte Wissenschaftsverlag. GSFP - Gesellschaft für sozialwissenschaftliche Forschung und Publizistik mbH & Co. KG

ISBN 3-931703-23-1